



worauf noch warten

Vielleicht kann dieses Kapitel richtungsweisend sein für alles, was bisher war und noch sein wird. Einen Weg zu finden, wo man absolut keinen sieht, ist sehr spannend.

Für Kritik wäre ich sehr dankbar.

madrilena

9

Die Nacht wollte kein Ende nehmen. War es unser gestriges Gespräch über das Begrenzende der Zeit, über die Unausweichlichkeit des Todes? Waren es meine Selbstvorwürfe, weil ich Philipp nicht wirklich in mein Leben ließ? War es vor allem die bohrende Frage: ‚Wie kann ich Caroline innerlich wieder erreichen?‘ Endlich fiel ich in einen unruhigen Schlaf, aus dem ich schon nach einer halben Stunde erwachte. Geweckt von meinem eigenen Schrei.

Wo war ich?

Was war geschehen?

Der Traum! Diese zusammengekauerte, verstörte Frau auf dem ungemachten Bett! Die undurchdingliche Dunkelheit des fremden Zimmers. Das Bedrohliche, das in der Finsternis lauerte und immer näher kam?

War ich die Frau?

Nein! Nein, ich will damit nichts zu tun haben.

Doch etwas in mir wusste, dass ich es war, die dort zitternd auf dem Bett hockte. Und das nur, weil wir gestern über das Begrenzende der Zeit gesprochen haben? Über den Tod?

Ich schlug mit beiden Fäusten auf die Bettdecke ein. ‚Du bist ja krank – krank – krank! Man kann doch nicht vor einer Gewissheit davon laufen. Du bist ein Feigling. Stell dich doch endlich, hinterfrag, woher diese Panik kommt.‘

Ich ließ mich ins Kissen zurückfallen. Da war sie wieder – die lärmende Stille. Der dröhnende Herzschlag, der gegen die engen Wände meines Körpers hämmerte, sich verselbständigte und zum dumpfen Geräusch wurde, das den Raum ausfüllte. Die Atemnot – das Gefühl zu ersticken. Wenn dieses Dröhnen plötzlich aufhören würde? War das dann das Ende? Und danach das Nichts, ein großes, alles auslöschende Nichts?

Wie damals – Erinnerungen, die sich einprägten, die immer wieder auftauchten – manchmal schrill und alarmierend, dann wieder resignierend, traurig, ausweglos. Das kleine Mädchen. es steht am Bett der toten Mutter. Starrt erschreckt auf die skelettartigen Hände. Die leeren Augen. Den leicht geöffneten Mund. Berührt vorsichtig das geliebte Gesicht. Zuckt zurück vor der Eiskälte. Lautlos der Schrei: Mama, wo bist du?

Ich will nicht! Ich machte Licht, warf die Decke zurück, stand auf. Wusch mir das Gesicht eiskalt ab. Griff nach einem Buch. Aber es nutzte nichts. Ich konnte nicht lesen. Immer wieder kehrten die Bilder zurück, die ich doch so vehement verdrängen wollte. .

Ich will mich nicht mit dem Sterben, mit dem Tod auseinandersetzen. Philipp, kannst du das nicht verstehen? Ich habe Angst. Manchmal denke ich, diese Angst ist ein riesiger dunkler Schlund, der mich verschlingen wird. Und dann, Philipp, dann quälen mich Gedanken wie: ‚Nie mehr Mozart. Nie mehr im Gras liegen und in die Sonne blinzeln. Nie mehr barfuß durch warmen Sand laufen und dem aufgeregten Spiel der Wellen zuschauen. Nie mehr erste Regentropfen auf dem nach oben gewandten Gesicht. Nie mehr streichelnde Hände und stöhnende Lust. Dieses Niemehr – es ist so schrecklich, so Besitz ergreifend.

Ogleich es noch dunkel war, zog ich mich an. Setzte mich in den einzig bequemen Sessel meines Zimmers. Stellte leise das Radio an. Lauschte den eindringlichen Klängen einer Geige. Erkannte das Violinkonzert von Beethoven. Ich kuschelte mich – Trost suchend – tief in den Sessel, schloss die Augen, flüchtete in die Musik.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).